

Abschied von der Versorgungskirche

Wohin kann die Reise gehen?

Liebe Schwestern und Brüder aus nah und fern! Begrüßt so in wenigen Jahren der Priester die Gläubigen im Sonntagsgottesdienst in der Hauptkirche seiner Großpfarrei, die sich über ganz Frankfurt oder die halbe Eifel erstreckt?

Einerseits weniger Gläubige, weniger Priester, weniger Geld, kaum noch junge Erwachsene und sich auflösende katholische Milieus – andererseits zunehmend Menschen, die auf der Suche sind, nach Sinn in ihrem Leben, nach Gesprächspartnern, die ihnen auf Augenhöhe begegnen.

Ist das Konzept der Pfarrei, das auf der Zuständigkeit für eine bestimmte Fläche beruht, noch angemessen für die pastorale Situation in Deutschland? Wenn ja, wie müsste die Pfarrgemeinde der Zukunft aussehen? Wenn nein, welche anderen Ansätze für eine christliche Gemeinde der Zukunft gibt es? Darum geht es im zweiten Teil (siehe auch Apostel 2-2010) unseres Gespräches, das unser Redakteur Thomas Meinhardt mit einigen Arnsteiner Patres geführt hat und das wir nachfolgend in Auszügen abdrucken.



■ Wenn Sie könnten, wie Sie wollten: Wie sollte eine Pastoral der Zukunft aussehen?

P. Hans-Ulrich: Wir in Münster versuchen, die Pfarrei auf eine breitere Basis zu stellen. Es gibt bei uns so viele Charismen, so viele Begabungen und engagierte Leute. Wir möchten das allgemeine Priestertum gegenüber dem geweihten Priestertum stärker in den Vordergrund stellen. Wir sind alle Christen und wir wollen unsere Gemeinde gemeinsam gestalten. Die Begegnung mit den Menschen in der Gemeinde muss eine Begegnung auf Augenhöhe sein. Ich als Pfarrer bin da auch gefordert und verzichte zum Beispiel auf mein Vetorecht in den Pfarrgemeinderatssitzungen. Mit Machtstrukturen ist keine Seelsorge zu betreiben.

P. Wolfgang Nick: Bei uns in der Eifel haben wir eine ganz andere Ausgangssituation. Auch wir müssen von der Versorgungsgemeinde wegkommen, aber ich treffe auf sehr unterschiedliche Realitäten in meinen vier – demnächst sechs – Gemeinden. Die Fronleichnamsprozession etwa: In einem Dorf ist es selbstverständlich, dass ein Laie die Monstranz trägt, schon seit Jahren. Im Nachbardorf ist dies undenkbar ... Wir müssen zu dieser Selbstständigkeit hinführen, das sehe ich wie P. Hans-Ulrich. Ich erlebe aber auch, dass die Laien nur ein begrenztes Zeitbudget haben.

P. Heinz Josef: Einfach nur Organisationen größer machen im Sinne der Pastoralen Räume zielt meiner Meinung nach zu kurz. Auch der vermehrte Einsatz bezahlter Laienseelsorger löst das Problem nicht. Die Hauptamtlichen machen sehr oft sehr gute und effektive Arbeit, aber sie schaffen auch ein zusätzliches Problem. Im Verhältnis zu den unbezahlten Ehrenamtlichen bilden sie einen neuen Stand und verhindern freiwilliges Engagement nach dem Motto: »Warum soll ich freiwillig etwas machen, wofür andere bezahlt werden.« Ich habe es in Norwegen als einfacher empfunden, als Priester nur mit Laienmitarbeitern zusammen-

Pater Peter Egenolf ssc ist leitender Pfarrer im pastoralen Raum Bad Ems/Nassau, wo er fünf Gemeinden betreut, die zusammenwachsen müssen. Wichtig ist ihm, das Loslassen von alten Strukturen, damit Neues werden kann.



zuarbeiten. Deren Rollen und Aufgaben müssen dann aber gestärkt und gefestigt werden. Die Priesterrolle muss auch überdacht werden. Es kann nicht sein, dass sich beim Priester alles bündelt: die Seelsorge, die Repräsentation, die Administration und die Jurisdiktion. Und dass der Pfarrer in allem das letzte Wort hat, überlastet ihn, und es entmutigt und entmündigt die Laienmitarbeiter.

P. Martin: Mir scheint, bei vielen unserer Überlegungen steht die Kirche und genauer der Klerus und dessen Probleme im Zentrum. Im Evangelium und in der Praxis und Verkündigung Jesu steht im Zentrum »das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit«, und alles andere ist Zugabe. In der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils sind wir alle aufgerufen, »den Glauben unserer Geschwister zu stärken«. Alle werden wir gefragt: »Wo ist und wie geht es deinem Bruder?« Wir alle sind in der Kirche Seelsorgerinnen und Seelsorger. Wir leben in der Kirche längst im Zeitalter der Laien, alle großen Bewegungen des 20. Jahrhunderts sind Laienbewegungen. Die Frage ist für mich: Wie können wir heute in der Praxis des Gemeindelebens und in unserer Verkündigung, die ja von dieser Praxis ausgehen muss, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit wieder ins Zentrum rücken? Dafür müssen wir unsere Denkschemen ändern, und zwar dahin gehend,

Seelsorge der Zukunft



Pater Hans-Ulrich Willms ssc ist Pfarrer in der städtischen Gemeinde St. Mauritius in Münster. Er setzt auf das Engagement in seiner Gemeinde und begegnet den Aktiven dort auf Augenhöhe.

Pater Wolfgang Jungheim ssc hat eine halbe Priesterstelle als Pfarrbeauftragter nach Kanon 517 § 2 des kirchlichen Gesetzbuchs (CIC) in der Gemeinde St. Barbara in Lahnstein und eine halbe, von den Arnsteiner Patres finanzierte Stelle in der Flüchtlingsarbeit des Rhein-Lahn-Kreises.



dass wir wegkommen von einem »kleruszentrierten« Kirchenmodell und Gemeinden und Gemeinschaften bilden, in denen die gegenseitige Fürsorge, die Ehrfurcht, die Anbetung, die gegenseitige Verantwortung, das Vertrauen und die praktische Solidarität möglich werden. Und in solchen Räumen ist jeder und jede wichtig, hat jedes Charisma und jedes Dienstant seinen Platz. Leitung besteht dann darin, dies zu ermöglichen.

P. Peter: Ich frage mich oft, was denn das Wesentliche am Glauben und an der Kirche ist. Und wünsche mir mehr Zeit, Energie und Kreativität für das Glaubenszeugnis und die Diakonie. Wir haben viele sehr engagierte Leute in den Gemeinden. Das Engagement reicht aber oft nur für das Notwendigste. Oder für das, was die Leute als das Notwendigste erachten: die Kirche zu erhalten, die Sakristei zu machen, dass der Gottesdienst stattfinden kann, dass Schäden repariert werden, der Rasen gemäht und der Schaukasten bestückt ist. Ich weiß, von diesen Menschen lebt die Kirche.

Auf der anderen Seite empfinde ich es als schade, dass so viel Energie und Engagement in die Bauten und die Räume fließen. Was auf der Strecke zu bleiben droht, ist, dass wir Rechenschaft geben von unserer Hoffnung – für uns selbst, aber auch nachvollziehbar für andere. Wir meinen, wenn wir die Kirche im Ort aufrechterhalten, dann ist das ein ausreichendes Glaubenszeugnis. Die Gefahr besteht, dass wir um uns selbst kreisen und Kirche nicht mehr von ihrem Auftrag und den Herausforderungen her begreifen.

P. Heinz Josef: Wichtig wäre es meines Erachtens zurückzublicken, was die Ziele des Zweiten Vatikanischen Konzils waren. Haben wir die lebendige Teilnahme mit der Einführung der Landessprache erreicht? Oder müssen wir weiterdenken? Ich wünschte mir mehr kreativen Spielraum in der Liturgie und es würde mich auch freuen, wenn andere Gottesdienstformen die Eucharistiefeier ergänzen. Der andere Aspekt ist,

Gemeinde ohne Pfarrer



dass wir mehr Engagement in die Erwachsenen- und Gemeindegatechese legen sollten, um den Glauben deutlicher zu vermitteln.

■ *Ich möchte eine Perspektivverschiebung anregen: Wir versuchen oft, Lücken zu füllen. Erst mit den Priestern, dann mit Hauptamtlichen und, wenn auch das nicht geht, mit Ehrenamtlichen. Wenn nichts mehr möglich ist, schließen wir. Wäre es nicht denkbar – wie wir im letzten Apostel am Beispiel des Bistums Poitiers in Frankreich beschrieben haben –*

erst zu schauen, was das Zentrale an der christlichen Gemeinde ist: miteinander feiern, miteinander Zeugnis geben, sich um die Armen kümmern ... Und im zweiten Schritt zu schauen, wer möchte eigentlich was einbringen?

P. Peter: Wenn man mit Altem radikal brechen will, muss man auch bei null anfangen. Der Bischof müsste Priester und hauptamtliche pastorale Mitarbeiter zurückziehen. Dann würde die Gemeinde in Bewegung geraten und nicht bei den alten, eingespielten Erwartungen verbleiben. Die Kirchenleitung müsste dann aber auch offen für die Ergebnisse bleiben und akzeptieren, wenn sich einzelne Gemeinden zu Kirchenbauvereinen entwickeln!

P. Wolfgang Jungheim: Wenn wir wirklich auf die Zeichen der Zeit, auf neue Herausforderungen reagieren wollen, auf die steigende Zahl von alten und kranken Menschen, auf die Bedürfnisse von Familien mit kleinen Kindern; wenn wir uns fragen, wo wir diesen Menschen eine religiöse, eine spirituelle Hilfe geben können, dann geraten wir mit unserer Amtskirche in Konflikt. Es hat sich zwar schon einiges verändert: Krankenkommunionen von Laien sind ein guter Anfang. Der nächste notwendige Schritt wäre, dass sie zu den Alten und Kranken hingehen können und dort mit ihnen Gottesdienst feiern dürfen oder dass die Kommunionhelferin sagen kann: »Feiern wir doch mal im kleinen Kreis einen Gottesdienst.«

■ **Fortsetzung Seite 13**



Pater Heinz Josef Catrein ssccl war 20 Jahre Pfarrer in Norwegen, wo Kirche über wenig Strukturen und noch weniger Geld verfügt. Jetzt ist er Provinzial der Arnsteiner Patres.



■ **Ist die Kirche in Deutschland nicht mittlerweile in einer Situation, in der sie sich grundlegend verändern muss, um überhaupt die Chance zu haben, die Menschen mit der »Frohen Botschaft« zu erreichen? Stattdessen erlebe ich häufig Resignation, Abschottung, Festhalten an überkommenen Strukturen, Angst ...**

P. Peter: Ich glaube, wenn wir den Menschen sagen, diese Form von Kirche, von Gemeinde hat ausgedient, dann bricht für die meisten eine Welt zusammen. Aber es ist meine Überzeugung, dass wir diese Haltung – auch im Sinne einer österlichen Spiritualität – relativieren sollten. Einiges muss sterben, und wir müssen es sterben lassen. Wenn wir alles festhalten, haben wir keine Hände mehr frei, um etwas anderes in Empfang zu nehmen. So wie die Reichskirche im Zuge der Säkularisierung untergegangen ist und etwas Neues entstand, so geht es uns vielleicht auch – wenn wir es zulassen!

P. Wolfgang Nick: Ich erlebe eine gesplante Wirklichkeit: Einerseits gibt es – auch bei jüngeren Menschen und auch bei jüngeren Priestern – eine Sehnsucht nach Tradition, nach alten Liedern und konventionellen Gottesdiensten. Auf der anderen Seite habe ich die Erfahrung gemacht, dass wir mit neuen Angeboten auch Menschen erreichen können, mit denen wir uns sonst schwer tun. Gerade spirituelle Angebote für Familien mit kleinen Kindern wie Kinderkirche oder Familiengottesdienste sind gefragt. Wenn wir uns da was einfallen lassen, ist auf einmal die Hälfte der Gottesdienstbesucher nicht im Seniorenalter.

■ **Sie sind alle Ordenspriester und als Ordensgemeinschaft in besonderer Weise den Armen und Ausgegrenzten verpflichtet. Wie erleben Sie die Haltung in Ihren Gemeinden gegenüber diesen gesellschaftlichen Gruppen? Ist Diakonie als Ausdruck von Katholizismus ganzheitlich gelebte Realität, oder bleibt es beim punktuellen Samaritertum?**

P. Hans-Ulrich: Ich erlebe bei uns in der Pfarrgemeinde verschiedene Ebenen. Wir haben weltkirchliche Projekte im afrikanischen Uganda, wo wir regelmäßig Schulen und Krankenhäuser finanziell unterstützen. Und wir haben in der Gemeinde eine ganz starke Caritas, die von sehr vielen Ehrenamtlichen unterstützt wird. Diese leben mit wachem Blick in der Gemeinde und versuchen, die oft verschämt vorhandene Armut aufzuspüren. Ich erlebe auch viel Unterstützung untereinander in der Gemeinde. Schwierig bleiben allerdings Kontakt und Begegnung über Milieugrenzen hinweg. Wir betreuen in der Pfarrgemeinde auch Flüchtlinge, die unseren Kindergarten besuchen. Wir versuchen, über die Koppelung Kindergartenplatz für die Kinder und kostenloser Deutschkurs für die Eltern eine Öffnung über die Sprache zu erreichen – aber das bleibt schwierig.

P. Peter: Das erlebe ich in meiner Gemeinde auch. Wirkliche Begegnung zwischen den Kulturen, den Menschen mit unterschiedlichen Sprachen ist selten. Dazu sind die Lebenswelten und Mentalitäten zu verschieden. In der Gemeindegarbeit gibt es auch genug Räume für Engagement, das diesen Blick über den Tellerrand nicht erzwingt. Das ist schade, aber es ist Realität.

■ **Ich möchte auf die Rolle der Ordensgemeinschaft zurückkommen. Welchen besonderen Beitrag können Sie als Ordenspriester für Ihre Gemeinde leisten? Und welchen Rückhalt haben Sie persönlich dadurch?**

P. Heinz Josef: Wir verstehen uns nicht als Lückenfüller für die schrumpfende Gruppe der Weltpriester. Als Ordenspriester können wir eine Bereicherung für die Gemeinde sein. Die Brüder der Ordensgemeinschaft haben viele Charismen und unterschiedliche Fertigkeiten, die sie einbringen können. Wir sind eine religiöse Gemeinschaft, die in der Gemeinde wirkt. Als internationale Ordensgemeinschaft bringen wir sozusagen





P. Martin Königstein sscc hat 35 Jahre in Lateinamerika gelebt, in Süd-Chile und in Santiago de Chile, wo er vor allem in der Gemeindegearbeit in ländlichem Gebiet, aber auch in der Großstadt tätig war. Seit Juni 2010 lebt er wieder in Deutschland.

Pater Wolfgang Nick sscc ist Pfarrer einer Großpfarrei in der Eifel, die 16 Dörfer mit rund 7.500 Katholiken umfasst. Die Bereitschaft, die Versorgungskirche aufzugeben, ist dort sehr unterschiedlich ausgeprägt.



auch »die Welt« in die Gemeinde, wenn wir über Projekte der Mitbrüder in anderen Ländern berichten und Kontakte knüpfen durch gegenseitige Besuche von Ordensmitgliedern und Laien. Zu guter Letzt haben Ordensgemeinschaften in Sachen Spiritualität mehr zu bieten als nur die Sonntagsmesse.

P. Hans-Ulrich: Die Menschen in meiner Gemeinde sagen immer zu uns: »Ihr seid anders.« Es fällt ihnen zwar schwer, dieses Anderssein zu beschreiben, ich vermute aber, dass es an unseren anderen Umgangsweisen mit ihnen liegt. Nach außen wird es daran sichtbar, dass wir uns nicht mit Herr Pfarrer, sondern mit Pater Ernst und Pater Hans-Ulrich anreden lassen. Wir leben als Pfarrer nicht allein im Pfarrhaus, sondern in Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft ist offen – auch im örtlichen Sinne: Die Tür steht offen. Wir lassen die Gemeinde an unserem Leben teilhaben, auch an unserem spirituellen Leben, an den Gebetszeiten. Ich empfinde als Ordenspriester nicht zuletzt auch eine größere Freiheit gegenüber dem Bischof und bin in meiner Meinungsäußerung freier als ein Weltpriester.

P. Martin: Ich möchte einhaken beim »Sein«, beim »Anderssein«, von dem Hans-Ulrich sprach. Mir scheint, dass unser Handlungsspielraum als Ordenschristen immer kleiner wird. Wir können immer weniger tun, weil wir immer weniger und immer älter werden. Folglich sollten wir unsere Stärke nicht beim »Tun« oder »Machen« suchen, sondern beim »Sein«. Zum Beispiel beim »Anderssein« oder vielleicht besser beim »Sosein«, wie wir das Leben nach dem Evangelium verstehen und predigen. Unsere Verkündigung und auch unsere Seelsorge haben ja eine Utopie zur Grundlage, diese »andere Welt, die möglich ist«, die das Evangelium das Reich Gottes nennt. Wie sähe es aus, wenn wir Ordenschristen uns verstärkt auf dieses »Anderssein« konzentrieren? Wir könnten aus unseren örtlichen, kleinen Gemeinschaften »Labors« oder

»Werkstätten« machen, in denen wir das Leben, so wie wir es uns vom Evangelium Jesu her vorstellen, einüben und ausprobieren. Da könnten die großen Themen im Kleinen ausprobiert werden: Wie gehen wir miteinander um, wie können wir mit Minderheiten leben, wie können wir mit denen leben, die anders denken, anders sind als die Mehrheit? Wie können wir nachhaltig leben, wie können wir im Wohlstand leben, ohne die zwei Drittel der Menschheit zu vergessen, die jeden Abend mit Hunger ins Bett gehen? Wie können wir in

**Einiges muss sterben,
damit Neues leben kann**

Sicherheit leben, ohne die großen Teile der Weltbevölkerung zu vergessen, deren Leben ständig bedroht ist von Gewalt, von Naturkatastrophen, von Hunger und Armut? Welchen konkreten Beitrag zum Frieden können wir leisten, wie leben wir in einer säkularisierten Welt unser »Sein vor Gott«, wie halten wir die Welt offen für Gott usw.? Darüber haben wir viel gesagt, geschrieben und gepredigt. Und vielleicht liegt gerade hier die Falle, in die wir tappen können: Wir reden und glauben zu wissen, wie andere leben sollten. Versuchen wir es doch selbst einmal, ganz bescheiden und ohne uns dabei sehr wichtig zu fühlen! Dann könnten wir lernen, dass alle Brüder der Gemeinschaft wieder eine Mission haben, denn bei diesem Versuch ist jeder wichtig, und wir werden nicht in die Versuchung fallen, zwischen »nützlichen« und »für die Seelsorge nicht mehr nützlichen« Brüdern zu unterscheiden. So gesehen wären unsere Berufung zum Ordensleben und der bescheidene, tägliche Versuch, diese Berufung umzusetzen, unsere Mission. Nach meinem Dafürhalten haben wir als Ordenschristen nicht so sehr eine »strukturelle«, sondern eine »charismatische« Autorität in der großen Gemeinschaft der Kirche. Unser Ordensleben als Werkstatt einer »anderen Welt, die möglich ist«, als Einüben des Gottesreiches und Vertrauen, dass der Sauerteig wirksam ist und der Same aufgeht! ■

FRAGEN UND BEARBEITUNG:
S. SARGENTI UND T. MEINHARDT



Was ist zu lernen von Poitiers?

An dem Prozess der Gemeindebildung im französischen Bistum Poitiers (siehe auch Apostel 2-2010, S. 13) finde ich viel Ermutigendes für uns hier in Deutschland.

In erster Linie erweisen sich hier Dinge als möglich, die wir in Deutschland oft für unmöglich halten. Da ist erstens der Aufbau neuer Gemeinden – ohne das System »Pfarrei« im Blick zu haben; egal, ob wir an die alte überschaubare Pfarrei oder die neue Riesenpfarre denken. Da ist zweitens das Ernstnehmen der Vielfalt der Dienstämter sowie der Verantwortung aller Getauften – ohne sich durch die Frage der Leitung in eine Sackgasse führen zu lassen. Da ist drittens das Vertrauen in einzelne Menschen – ohne die objektiven Voraussetzungen und Fähigkeiten, die sie mitbringen, oder ihr subjektives Zutrauen zu sich selber zur Bedingung zu machen. Das ist viertens das Rufen von Menschen – ohne sich vom Druck zu erfüllender Aufgaben und zu besetzender Lücken bestimmen zu lassen. Da ist fünftens das Denken von den Menschen und nicht von den Strukturen her – ohne deswegen die Frage der Institution über Bord zu werfen.

Ein grundsätzlich anderer Blickwinkel

Was wir für unmöglich halten, steckt jedes Mal in dem durch »ohne« eingeleiteten Satzteil. Damit es möglich wird, ist ein vielfaches Umdenken und Abschiednehmen notwendig: Abschied vor allem von der Gestalt der Kirche, die ihr das tridentinische Konzil gegeben hat, indem es Territorien flächendeckend mit einem Netz von Pfarreien überzog, in denen der Pfarrer für die Einrahmung und Ordnung des Lebens seiner »Pfarrkinder« von der Wiege bis zur Bahre Sorge trug. Abschied von der entsprechenden Gewichtung der Verantwortung nach Ämtern – Weihe und anderen Dienstämtern, Haupt- und Ehrenamt – bei der die Taufe selber, die doch die Basis aller Ämter ist, am wenigsten dazu berechtigt, Verantwortung zu übernehmen. Abschied von dem Verdienstdenken, wonach Vertrauen durch Fähigkeiten und Leistung erworben wird, während in Wirklichkeit doch das Umgekehrte gilt: Erst entgegengebrachtes Vertrauen befähigt uns zu Leistungen. Abschied von der Pastoral der Aufgabenerfüllung – auch die ge-



Dr. Hadwig Müller ist Theologin und Psychologin. Sie bringt ihre Erfahrungen aus Brasilien sowie aus dem Bistum Poitiers in Frankreich ein. Seit einigen Jahren ist sie bei missio Aachen im Bereich theologische Grundlagen tätig. Frau Müller war beim ersten Teil des Gesprächs mit den Brüdern dabei.

hört zur mitgebrachten Vorstellung der Pfarrei. Abschied schließlich von einem Denken in falschen Gegensätzen: »Nicht von den Strukturen her« heißt nicht »ohne Strukturen«. Im Gegenteil: Von den Menschen her christliche Gemeinden bilden, fordert gute Regeln und Ordnungen und eine Institution, damit deutlich wird, dass alle, sowohl Bischof als auch Priester, Hauptamtliche und »einfache Getaufte«, nicht ohne die anderen leben.

Loslassen und sterben lassen

Diese fünffache radikale Umorientierung ist nicht leicht. Das Wichtigste dabei ist aus meiner Sicht das Loslassen und das Sterbenlassen. »Sterben lassen« erhält für uns Christen seinen Sinn aus dem Glauben an die Auferstehung, die nicht bedeutet, dass das Bekannte, alt Gewohnte wiederersteht, sondern dass Neues wird, von dem wir – noch – keine Ahnung haben. Sterben lassen heißt loslassen, das Zentrum freilassen; es heißt damit, sich selbst aus der Mitte des Geschehens wegbewegen, ausziehen aus dem eigenen Haus, in dem wir die Machtposition besetzen; es heißt deswegen aber keineswegs, die Hände in den Schoß legen. In diesem Sinn ist »Vertrauen auf den Heiligen Geist« manches Mal missverstanden: Wie wenn wir nur den Dingen ihren Lauf lassen sollten, dann werde es der Geist schon richten. Nein! Denn der Geist kann nur da wirken, wo wir uns ihm öffnen, und dieses Öffnen ist ein täglich zu leistender Akt des Loslassens, oft ein schmerzlicher Akt, eine Arbeit, in der wir aktiv verzichten, mit unserem Wissen, unserer Routine, unserer Tradition wichtiger zu sein als andere und Einfluss auf sie zu nehmen.

DR. HADWIG MÜLLER